

heit, sondern die Behauptung, daß Menschsein nicht in einer Figur – nämlich jener des Mannes – Gestalt annimmt, sondern in der Dualität Mann-Frau.

Aufgrund der unterschiedlichen Art und Weise, wie die ungleiche Auffassung der Geschlechterrollen Männer und Frauen betrifft, verwundert es nicht, daß die Frauenfrage praktisch ausschließlich zu einer Frauensache geworden ist. Die Stimmen der Frauenbewegungen sowie die Beiträge der feministischen Theologie werden noch immer wenig ernst genommen oder zu skurrilen Randansätzen reduziert. Hinter diesen Reaktionen scheint eine gewisse Angst zu stecken, wirkt doch der Feminismus in manchen Kreisen der katholischen Kirche wie ein rotes Tuch. Schade, daß der katholischen Kirche auf diese Weise viel Potential verlorengelht! Frauen, die sich eine konsequente Anerkennung ihrer Würde in der Kirche wünschen, die für ihre wahrhaftige Gleichstellung kämpfen, sind zwar vielleicht keine bequemen Ansprechpartnerinnen, sie sind aber weder verantwortungslose Närrinnen noch aggressive Amazonen noch Christinnen, die mit ihrer Loyalität zur Kirche leichtsinnig umgehen. In dieser Hinsicht ist das Profil der Teilnehmerinnen der Frauensynode in Gmunden eine Überlegung wert⁶.

Pluralismus und Integration

Ich kehre zum Titel des letzten Werkes von Touraine zurück: „*Werden wir, gleich und verschieden, zusammen leben können?*“ Die Frage betrifft unsere Gesellschaft und auch unsere katholische Kirche. Wie kann sie ihre Identität inmitten ihres umfassenden Pluralismus vertiefen? Jeder Weg zur systematischen Vermeidung von Konflikten scheint ebenso unrealistisch wie wenig wünschenswert: Auf der einen Seite eine vertikale Autorität, die am Ende nur „pro forma“ leitet, auf der anderen ein Nebeneinander unterschiedlicher Institutionen, Gruppierungen und Strömungen.

Offene Konfrontationen dienen der Klarheit und vermeiden, daß latente Probleme zur Frustration der Schwächeren oder zu einer irreparablen, stillschweigenden gegenseitigen

Entfremdung führen. Aber die Konfrontation ist nur ein Teil der Dynamik eines Konfliktes. Menschen, die in dieser Phase steckenbleiben, bilden feste Fronten und polarisieren ihre Perspektiven. Das Problem ist, wie – oder ob überhaupt – nach diesem so oft notwendigen Schritt der Konfrontation wieder ein Dialog geführt werden kann, der kein taktischer ist, sondern aus dem Respekt vor den anderen entsteht. Im Falle unserer Kirche scheint mir deshalb ausschlaggebend, wie ein innerer Dialog bestärkt und im Alltag der Kirche institutionalisiert werden kann. Durch intensiven Austausch und direkte Kommunikation können wir KatholikInnen Mißverständnisse abbauen und eine Identität vertiefen, in der wir uns alle erkennen können, und wenn nicht, in der ernstzunehmende Meinungsunterschiede uns nicht an einen toten Punkt führen, sondern den Weg für eine weitere gemeinsame Suche weisen. Die einzige Alternative dazu wäre auf Dauer ein diskretes Voneinanderwegdriften – so viel steht auf dem Spiel!

Praxis

Eva-Maria Kiklas

„Wir sind Kirche“ – ein Zeichen der Hoffnung

Im folgenden beschreibt Kiklas, wie sie – als überzeugte Christin, für die Liebe und Verkündigung Jesu von Nazareth zum geistigen Maßstab wurde – anfangs, an ihrer Kirche zu leiden und zu zweifeln. Die Hoffnung, die Kirchenleute in ihrem Engagement für eine freiere Gesellschaft vor der „Wende“ in der DDR weckten, wurde zwar enttäuscht; aber die Einladung, am „Katholikentag von unten“ und besonders an der Vorbereitung des Kirchenvolks-Begehrens in Deutschland in verantwortlicher Position mitzuwirken, hat das Leben von Frau Kiklas grundlegend verändert; vor allem durch die vielen Zeichen der Hoffnung, die sie seitdem erhalten hat und die in einem erwachten Selbstbewußtsein des Kirchenvolkes gründen. red

⁶ M. Moser, Die Teilnehmerinnen der Frauensynode als Avantgarde, in: G. Ladner – M. Moser, Frauenbewegen Europa, Wien 1997, 210–222.

Kirche und Glauben haben in meinem Leben immer eine große Rolle gespielt. Ich stamme aus einem „christlichen Elternhaus“. Unsere Mutter lebte uns vor, was es heißt, aus dem Glauben und mit der Kirche den Alltag zu gestalten. Aus dem katholisch geprägten Schlesien kamen wir 1946 in die sächsische Diaspora und erlebten in einer großen Gemeinde in einer mittelgroßen Industriestadt lebendiges kirchliches Leben, das uns auch ein Stückchen Heimat bedeutete. So verlebte ich den größten Teil meiner Freizeit als Jugendliche in der Pfarrjugend, war bald „Gruppenführerin“ einer Mädchengruppe, Pfarrjugendführerin, Dekanatsführerin, bis mir der damalige Jugendseelsorger des Bistums Meißen anbot, hauptberuflich als Referentin für Jugendseelsorge tätig zu sein. Da ich genau in dieser Zeit beschlossen hatte, meinen Beruf als Radiologieassistentin aufzugeben und eine Ausbildung als „Seelsorgehelferin“, wie damals Pastoralreferentinnen noch genannt wurden, anstrebte, nahm ich das Angebot mit großer Begeisterung an. Vier Jahre war ich dann als kirchliche Angestellte tätig, zuletzt bei der Vorbereitung der Dresdner und der daran anschließenden DDR-Synode, bevor ich wieder in meinen erlernten Beruf zurück ging.

War ich als ganz junger Mensch noch verhältnismäßig unkritisch und fand alles gut und richtig, was Kirche tat und verkündete, begann ich doch mit zunehmendem Alter und erweiterten Kenntnissen manches zu hinterfragen. Durch Beschäftigung mit den Schriften des Neuen Testaments – Bibelkreise waren damals sehr aktiv – und durch einen ökumenischen Briefdienst – fast die einzige Möglichkeit, als Laie an kritisches Schrifttum in der DDR heranzukommen –, wurden Leben und Verkündigung des Jesus von Nazareth für mich immer mehr zum geistigen Maßstab. Damit wurde für mich manches an und in Kirche fragwürdig, und ich begann, an dieser Kirche zu leiden. Dies wurde verstärkt durch sehr persönliche Erfahrungen und Erlebnisse. Austreten wollte und konnte ich bis heute nicht, da ich wußte, daß ich in dieser Kirche meine geistigen Wurzeln hatte und die meisten meiner sozialen Kontakte dort herrührten. Auch bin ich bis heute überzeugt davon, daß eine Kirche im Sinne einer Gemeinschaft, wie Jesus sie wollte, eine echte Alternative für den moder-

nen, heimat- und bindingslosen suchenden Menschen zu der heutigen individualisierten Gesellschaft darstellen könnte. Ein einschneidendes Ereignis war für mich das Erlebnis der Wende 1989. Aus der Erfahrung der bisherigen Ohnmacht und notwendigen Anpassung erwachten die Menschen plötzlich zu Aktivität, Widerstand, Solidarität, Kreativität und zur Überwindung der Angst, die bis dahin dem Regime das Überleben gesichert hatte. Die Rolle, die die beiden Kirchen dabei spielten, ließen große Hoffnungen erwachsen, sowohl was die Kirchen, als auch die künftige Gesellschaft anbelangte. Wenn auch diese Erwartungen enttäuscht wurden, blieb uns doch die Erfahrung erhalten, welche Befreiung es bedeutet, Visionen nicht nur zu entwerfen, sondern dafür auch etwas tun zu können, nicht nur Zustände zu kritisieren, sondern für eine Änderung auch „auf die Straße zu gehen“. Dieser Standpunkt wurde das erste Mal eingefordert, als ich 1993 gebeten wurde, an der organisatorischen Vorbereitung des „Katholikentages von unten“ der Initiative „Kirche von unten“ im Rahmen des Katholikentages 1994 in Dresden mitzuwirken. Im Koordinierungskreis dieses Netzwerkes lernte ich auch Christian Weisner kennen. Unsere Einstellungen und Haltungen zu Kirche ähnelten sich sehr. Als der große Erfolg des österreichischen Kirchenvolks-Begehrens bekannt wurde, gab es bei der Initiative Kirche von unten Anfragen von Medienvertretern, Theologen und kritischen Christen, ob sie nicht auch ein solches Begehren in Deutschland initiieren wolle. Ich erinnere mich an viele Nachtgespräche im Juni 1995, in denen wir überlegten, ob eine solche Unterschriftensammlung in Deutschland erfolgreich sein könnte. Wir hatten keinen „spektakulären Fall“ Groër. Ist Initiative Kirche von unten ein geeigneter Träger einer solchen Aktion, da diese auf eine breite Akzeptanz in den Gemeinden angewiesen ist?

„Wir sind Kirche“ hatten die Österreicher als Slogan gewählt. Sind wir als Privatpersonen nicht auch Kirche? Ist nicht jeder einzelne auch verantwortlich für das, was in und mit der Kirche, mit der Gemeinschaft der Gläubigen geschieht? Im geltenden Kirchenrecht can. 212 CIC heißt es:

„Es ist den Christgläubigen unbenommen, ihre Bedürfnisse, vor allen die geistlichen,

und ihre Wünsche den Hirten der Kirche zu unterbreiten.

Je nach ihrem Wissen, ihrer Zuständigkeit und der herausragenden Stellung, die sie innehaben, haben sie das Recht und sogar manchmal die Pflicht, ihre Ansicht über das, was sich auf das Wohl der Kirche bezieht, den geistlichen Hirten bekanntzugeben und sie . . . den übrigen Christgläubigen mitzuteilen.“

So kam der Tag, an dem Christian Weisner mich fragte, ob ich bereit wäre, das KirchenVolksBegehren als eine der drei InitiatorInnen mitzutragen und zu verantworten. Ich erinnere mich noch des Augenblickes, als ich den Telefonhörer auflegte, nachdem ich meine Zustimmung gegeben hatte. Ich wußte, daß dies mein Leben grundlegend ändern würde, daß ich das kommende Jahr ganz diesem Anliegen unterordnen mußte. Daß es Jahre werden würden, ahnte ich damals noch nicht. Würde ich all dem gewachsen sein, was da auf mich zukam? Wie würden meine Freundinnen und Freunde, meine Bekannten, die mir vertrauten Vertreter der Amtskirche auf mein Tun reagieren? Ich erschrak fast selbst über meinen Mut.

Meine damaligen Gefühle erinnerten mich sehr an die, die ich während der Demonstrationen in der Wendezeit hatte: Angst, vor den Konsequenzen, vor dem Ungewissen, aber auch die Hochfreude darüber, aus der Ohnmacht des Leidens an Zuständen zum aktiven Tun, zum Mitgestalten und zur Übernahme von Verantwortung zu finden. Würde es uns gelingen, durch unsere Aktion beizutragen, die Kirche wieder so gestalten zu helfen, daß wir und andere an ihren Strukturen nicht mehr leiden, daß alle, die zur Gemeinschaft der Glaubenden gehören, sich angenommen fühlen, gestärkt werden und sich „zu Hause“ fühlen können, daß es nicht mehr „Juden und Griechen, nicht Sklaven und Freie, nicht Mann und Frau“ mehr als Gegensätze gibt, sondern daß gilt: . . . „ihr alle seid eins in Christus Jesus“ (Gal 3, 28)? Würde es uns gelingen, unserer Vision einer Kirche, die sich für Freiheit, Menschenwürde, Frieden, Gerechtigkeit, besonders für Schwache einsetzt, zum Durchbruch zu verhelfen? Würde es uns gelingen, die Gleichgültigkeit, Gedankenlosigkeit und Passivität so vieler Christen in den Gemeinden zu überwinden?

Nachdem wir uns entschlossen hatten, diesen „Aufbruch“ zu wagen, folgte wieder ein Ringen um Form und Organisation. Sollten wir die fünf Forderungen des KirchenVolksBegehrens von den österreichischen Initiatoren übernehmen oder die neuen bzw. abgeänderten von Theologen und Kirchenrechtlern, die uns als Vorschläge zugesandt wurden? In langen nächtlichen Debatten entschlossen wir uns für ersteres, um deutlich zu machen, daß die fünf Forderungen nicht hausgemachte der österreichischen oder deutschen Kirche, sondern wahrhaft „katholisch“ sind. Es waren Probleme, an denen die ganze Kirche weltweit litt. Inzwischen ist das KirchenVolksBegehren um den Globus gewandert und bestätigt im Nachhinein unsere Entscheidungen. Doch zuerst galt es, innerhalb von zwei Monaten die Unterschriftensammlung vorzubereiten, zu organisieren und bekanntzumachen. Die Initiative Kirche von unten, die Zeitschrift „Publik-Forum“ und auch die Medien waren uns dabei eine wertvolle Hilfe. Noch bevor die Unterschriftensammlung begann, kamen verschiedenste Reaktionen, zustimmende, aber auch ablehnende. Es gab Diskussionen und gute Gespräche, in denen oft auf beiden Seiten Erkenntnisse und neue Sichten entstanden. Ich erinnere mich an mein erstes Gespräch mit einem offiziellen Vertreter der Kirche. Hinterher war ich sehr betroffen und verunsichert. Bin ich dieser Anforderung gewachsen, das KirchenVolksBegehren überzeugend zu vertreten, allen Verurteilungen und Vorwürfen standzuhalten, auf alle Argumente auch sachgerecht reagieren zu können? Da wir nun auch viele Einladungen zu Veranstaltungen zum KirchenVolksBegehren bekamen, begann für mich eine intensive Lernphase. Ich las viel, erkundigte mich bei Fachleuten und lernte auch in den Diskussionen, mich mit den Argumenten Andersdenkender auseinanderzusetzen.

Neben Anfeindungen gab es aber zum Glück mehr Zustimmungen und Anerkennungen. Viele, viele Briefe erreichten uns. Es waren überwiegend ältere Christinnen und Christen, die uns von ihrer Hoffnung schrieben, die das KirchenVolksBegehren in ihnen geweckt hatte, einer Hoffnung, die durch das II. Vatikanische Konzil entstanden und durch die nachfolgenden Jahre bitter enttäuscht worden war. Andere schrieben, daß

sie sich eigentlich schon von der Kirche verabschiedet hätten, aber durch diese Aktion wieder selbst zur Aktivität gefunden hätten. Aber auch viele erschütternde Leidensgeschichten von Christinnen und Christen erreichten uns; und immer wieder: Ermutigung und Dank, Freude und neue Zuversicht. Glücklicherweise machte mich die Erfahrung, wieviele sich zu engagieren und mitzutun bereit waren, mit welcher Kraft und Phantasie, welchem Engagement und gutem Willen. Wir erlebten plötzlich eine Lebendigkeit in der Kirche, wie sie lange nicht zu spüren war und die mich selber ergriff, beflügelte und ermutigte. Ich erfuhr auch selbst diese neu-erwachte Hoffnung bei mir: Es gab diese Vision einer lebendigen Kirche auch in vielen anderen Menschen. Gab und gibt es nicht deshalb eine Möglichkeit der Realisierung, allen Verkrustungen, allem Festhalten an Macht und Besitz zum Trotz? Ich erlebte auch eine Vorahnung von Geschwisterlichkeit, wie sie im ersten Punkt des Kirchenvolks-Begehrens gefordert wird. Ich denke da an den Einsatz und die gemeinsame Freude bei der Auszählung der Unterschriften in Hannover und an die Solidarität, die wir drei Initiatoren erfuhren, als wir am 1. Advent in Bonn dem Vorsitzenden der Deutschen Bischofskonferenz, Bischof Lehmann, die Zahl der Unterschriften überreichten. Kardinal Meisner hatte uns nicht gestattet, einen Gottesdienst im Mainzer Dom abzuhalten. So trafen sich viele Aktivisten mit uns zu stillem Gebet dort. Bald begannen einige Taizégesänge zu intonieren. Wieder stieg die Erinnerung an die Tage der Wende in Dresden in mir auf. Als ich aus dem Dom trat, überreichte mir eine Frau ein Sträußchen Christrosen. Diese Erfahrungen bestärkten und ermutigten mich so, daß ich in großer innerer Ruhe und Überzeugung der Richtigkeit unseres Tuns den Gang zu Bischof Lehmann antreten konnte. Nun sind diese Höhepunkte Geschichte; und die „Mühen der Niederungen“ haben begonnen. Es gilt nun, in mühsamer Kleinarbeit, in gegenseitigem Ermutigen und Stärken den einmal begonnenen Weg weiterzugehen. Ich verhehle nicht meine Wut und Enttäuschung, wenn Rom z. B. die Diskussion um das Priestertum der Frau verbietet, wenn die Rechte der Synoden beschnitten werden und die kirchliche Schwangerschaftsberatung

abgeschafft werden soll. Aber es gibt auch so viele Hoffnungszeichen eines erwachten Selbstbewußtseins im Kirchenvolk und einer großen Bereitschaft, selbst Verantwortung zu übernehmen. Mein Bild von Kirche hat sich grundlegend gewandelt:

Es ist nicht mehr eine hierarchisch gegliederte Kirche, in der zölibatäre Männer Entscheidungen treffen, die oft gegen das Heil der Menschen gerichtet sind, sondern Kirche ist für mich die Gemeinschaft derer, die die frohe Botschaft des Jesus von Nazareth verkünden durch ihr Leben „sei es gelegen oder ungelegen“, die den Mut haben, ihrem Gewissen zu folgen. Paulus gibt Timotheus die Anweisung: „Jede Unterweisung der Gemeinde muß zur Liebe hinführen, die aus einem reinen Herzen, einem guten Gewissen und einem aufrichtigen Glauben kommt.“ Wenn die Christinnen und Christen unserer Kirchen in diesem Bewußtsein Kirche von unten umgestalten und damit unser Motto „Wir sind Kirche“ realisieren, dann wird auch die Kirche im 3. Jahrtausend eine Zukunft haben.

Bernhard Deflorian

„Wir sind Kirche“ heißt auch „Wir sind nicht allein“

„Kirchenvolks-Begehren“ international

Daß das „Kirchenvolks-Begehren“ keine rein österreichische Sache war und ist, zeigt die internationale Entwicklung. Im folgenden werden die Gründe dafür genannt und wird der aktuelle Stand berichtet. red

Wie oft mußten wir uns während des „Kirchenvolks-Begehrens“ im Juni 1995 und dann auch noch einige Zeit nachher anhören, wir von der Plattform „Wir sind Kirche“ sollten doch nicht so naiv sein und uns einbilden, die Weltkirche würde sich beeindrucken lassen, wenn man sich mit den rein innerösterreichisch-innerkirchlichen Problemen an sie wenden würde!? Der Leiter der deutschsprachigen Abteilung von Radio Vatikan, der Jesuitenpater von Gemmingen, meinte in einem ORF-Interview kurz nach Abschluß der Unterschriftensammlung, der Papst würde sich mit nahezu hundertpro-